

Süddeutsche Zeitung vom 24.12.1983

Herantasten ans Unbegreifliche

Peter Sartorius

Warum es Sehenden und Nichtsehenden so schwerfällt, einander ein Bild von der Welt zu vermitteln, in der sie leben

Schwelgen in ganz frischen Erinnerungen. Der Hausherr entkorkt mit gewandtem Griff eine Flasche Wein, und dann erzählen er und seine Frau. Beide haben die Gabe, farbig und eindringlich zu schildern, auf eine Weise, daß sofort ein plastisches Bild entsteht, und irgendwie ist es wohltuend, daß sie keine Photos über den Tisch zu schieben brauchen, um für den Gast begreifbar, nachempföndbar zu machen, warum dieser große Urlaub, eine Reise, wie man sie sich nicht oft im Leben leistet, wirklich so aufregend schön gewesen ist - derart voll von Eindrücken, Stimmungen, Erlebnissen, daß man noch lange davon zehren kann.

Das Ehepaar hatte sich Mexiko ausgesucht und das Land mit allen Sinnen in sich aufgesogen, möglicherweise intensiver als andere Ferienmacher. Die natürliche Fröhlichkeit der Menschen auf dem Land und in den ohrenbetäubend lärmenden Städten, das abenteuerliche Verkehrsgewühl in der Metropole Mexico City, die Atmosphäre droben auf der Spitze des Torre Latino Americana, eines dem Empire State Building nachempfundenen Wolkenkratzers im Herzen der Hauptstadt, der Geruch von Tortillas und scharfen Chilisoßen, das Rauschen und Rascheln der Fahnen am Strand von Acapulco. Viele Stichworte. Das Ehepaar könnte stundenlang berichten. Auch, natürlich, über das Meer, den Pazifik. „Wissen Sie...“, sagt der Hausherr und sucht nach einem passenden Wort, mit dem er seine Empfindungen ausdrücken könnte. Er findet es nicht, wie das häufig geschieht bei jemandem, der von einem Erlebnis überwältigt worden ist. Schließlich sagt er: „Wissen Sie, der Pazifik ist so ganz anders als das Mittelmeer; die Wellen sind anders - und überhaupt: er ist größer, weiter, man spürt es.“

Das eigentliche Stichwort

Er hat ja recht. Es stimmt einfach nicht, daß ein Meer so groß ist wie das andere, nur weil beide über den Horizont hinausreichen. Wenn man am Strand steht - wer wollte da bestreiten, daß der Pazifik eben doch gewaltiger wirkt als andere Meere, so als seien seine Grenzen weit hinausgeschoben in Richtung Unendlichkeit? Vermutlich liegt das daran, daß im Kopf gespeichertes Wissen in sinnliche Wahrnehmung einfließt. Das Bild, das auf diese Weise hinter dem Auge entsteht, braucht nicht identisch zu sein mit dem, das die Netzhaut erfasst. Das ist das eigentliche Stichwort, das Thema, zu dem wir an diesem Vorweihnachtstag bei einer Flasche Wein unsere Gedanken austauschen. Wir plaudern darüber, wie unterschiedlich wir wahrscheinlich die Welt sehen, wie verschiedenartig das Gehirn Informationen verarbeitet, die von den Sinnen kommen. Es gibt darüber wissenschaftliche Untersuchungen. Aber an diesem Tag versuchen wir eher naiv neugierig, unsere Wahrnehmungen durch Vergleiche zu definieren. Und scheitern dabei.

Klar, die Vorstellungswelt meiner Gastgeber ist anders, muß anders sein, aber wie sehr die Bilder voneinander abweichen, die das Ehepaar und ich uns von unserer Umwelt, von der

Welt überhaupt machen, das können wir nicht herausfinden. Wir suchen vergebens nach einem gemeinsamen Nenner, nach Begriffen, die für uns das gleiche bedeuten. Fläche, Horizont - was ist das im Verständnis des Hausherrn und seiner Frau? Und wie soll ich beiden begreiflich machen, daß der Anblick eines Meeres heiter oder traurig machen kann, je nachdem ob es sich leuchtend blau oder grau in bleierner Schwere darbietet? Für sie ist das nicht nachvollziehbar. Sie haben andere Kriterien. Farben sind für sie so etwas wie abstrakte Formeln. Sie kennen sie und hantieren mit ihnen. Die Hausfrau zum Beispiel strickt gerade an einem lilafarbenen Pullover mit einem komplizierten weißen Muster. Aber Sinnliches verbindet sich bei den beiden Eheleuten mit Farben nicht Sie haben nie welche gesehen. Beide sind von Geburt an blind.

Wir sind in einer Münchner Vorortgemeinde, und natürlich hat das freundliche Ehepaar, das mich zu sich eingeladen hat, einen Namen. Aber warum ihn nennen? Ich habe ja nicht deswegen die Familie besucht, um ein dramatisches Blindenschicksal aufzuzeichnen. Das wäre eine andere Geschichte, und wert wäre natürlich auch sie, niedergeschrieben zu werden. Es gibt viele traurige, bestürzende Schicksale von Menschen, denen der Verlust des Augenlichtes nicht allein die räumliche Orientierung unerträglich schwer macht, sondern, generell, das Zurechtfinden im Leben. Manche zerbrechen daran, daß sie sich so hilflos vorkommen, mehr noch: nutzlos - ein Panik auslösendes Gefühl, zu dem, meist unwissentlich, gedankenlos, die Sehenden manches beitragen. Werden nicht Blinde, zwar lange nicht mehr so brutal offen wie früher, aber auf subtile Weise noch verletzend genug, von vielen als Unmündige angesehen, so, als ob jemand von Sinnen wäre, nur weil er einen Sinn weniger zur Verfügung hat?

Auch darüber werden wir uns unterhalten. Das Ehepaar aus dem Münchner Vorort wird ganz sachlich, ohne Wehleidigkeit, manchmal sogar mit einem Anflug von Ironie seine Erfahrungen mitteilen. Und andere Bunde in München und Augsburg werden ebenfalls darauf zu sprechen kommen. Aber hauptsächlich geht es um anderes, schon deshalb, weil meine Gesprächspartner, die in München genauso wie jene in Augsburg, alles andere als unmündig oder hilflos sind. Es handelt sich um Menschen, die mit einem schweren Handicap auf die Welt gekommen sind und die Energie aufgebracht haben, ihre Behinderung so zu überwinden, daß sich ihr Leben, äußerlich, nur unwesentlich von dem anderer, Sehender, unterscheidet. Sie alle sind Vollmitglieder der Leistungsgesellschaft, führen ein Erwerbsleben wie die Sehenden - die einen als Angehörige der Post, andere als Angestellte des Patentamtes, zwei weitere, jene in Augsburg, als Selbständige, die mit dem Schwung schwäbischer Gewerbetreibender ihren geschäftlichen Aktionsradius ständig auszuweiten trachten. Mit anderen Worten: Sie stehen mit beiden Beinen fest auf dem Boden dieser Welt. Nur: Wie sieht sie eigentlich aus, diese Welt? Wie stellt sie sich Menschen dar, die in ihrem Leben noch nie gesehen haben? Nicht den Erblindeten, die Erinnerungen an Farben und Formen haben, sondern jenen, die von Kindheit an blind sind.

Selbstprüfung. Wie nehme ich selbst als Sehender, die Welt wahr? Zunächst einmal, hauptsächlich, räumlich: in drei Dimensionen, fixiert in einem Koordinatensystem mit den Achsen Höhe Breite, Tiefe. Aber die Welt, so lehrt die moderne Physik, sei gar nicht dreidimensional konstruiert sondern habe eine weitere, vierte Dimension. Nur mit dem zusätzlichen Faktor Zeit sei der Raum, der Welt-Raum, in dem wir uns bewegen, in seiner ganzen Komplexität zu begreifen. Aber das wiederum läßt sich mit den fünf Sinnen nicht erfassen; es läßt sich nicht sehen, nicht hören, nicht riechen, nicht ertasten, nicht schmecken, sondern lediglich in Theorien und Formeln ausdrücken. Also halte ich, der ich mich hauptsächlich auf meine Augen verlasse, wider besseres Wissen die Welt für so beschaffen, wie ich sie räumlich begreife, und als unzulänglich werden mir meine

Vorstellungsmöglichkeiten allenfalls dann bewußt, wenn ich in die Schwärze eines Nachthimmels schaue und mir nicht ausmalen kann, wo der Kosmos anfängt und wo er aufhört.

Könnte es also nicht so sein, daß Blindgeborene den ihnen fehlenden fünften Sinn prinzipiell gar nicht schmerzlich vermissen, weil ihnen mit diesem auch die Vorstellungsmöglichkeit fehlt sich auszudenken was Sehen wirklich bedeutet? Und daß sich aus der Summe ihrer Wahrnehmungen - aus Tasten, Hören, Riechen, Schmecken - in ihrem Kopf Vorstellungen, Bilder formen, die zwar nach unseren Maßstäben grau, blaß, konturenlos sein müssen, aber für sie selbst, die Blinden, durchaus so komplett sind, wie es für mich die dreidimensional aufgebaute Welt ist? Sind es überhaupt Bilder? Blinden, so habe ich aus meinen Unterhaltungen herausgehört und in Studien nachgelesen, fällt es schwer - wenn es nicht gar unmöglich ist -, sich, zum Beispiel, Menschen als Einheit vorzustellen, sich Gesichter, Rumpf, Hände, Füße gleichzeitig zu vergegenwärtigen - auch dann, wenn das Objekt Mensch ertastet oder von Sehenden präzise beschrieben worden ist. Erst das Sehvermögen, so die Lehre, verschaffe dem Menschen die Möglichkeit, ein Gesamtbild wahrzunehmen, genauer: das, was wir Sehende unter einem Gesamtbild verstehen. In der Vorstellung der Blinden blieben Menschen aufgelöst in Einzelbestandteile, in Gesichter, Hände oder Beine, und zwar deshalb, weil alles, was Blinde erfassen, in zeitlicher Reihenfolge geschehe, durch das Wahrnehmen eines Details nach dem anderen. Was fehle, sei das, was erst der visuelle Eindruck ermögliche, das „gleichzeitige Nebeneinander“. Die Wissenschaft spricht von einer statischen und einer dynamischen Welt, die wir Sehenden mit unseren Sinnen registrieren, und eine Theorie besagt - nicht unumstritten -, Blinde hätten keine räumliche Vorstellungsfähigkeit, weil der Ausfall des Orientierungssystems Auge für sie die Welt auf einen dynamischen Vorgang reduziere, auf eine Abfolge von Tönen, Berührungen, Gerüchen und Geschmacksempfindungen.

Ein erschreckender Gedanke?

Wenn es so ist, leiden sie darunter? Ich habe eine meiner Gesprächspartnerinnen, die Augsburger Unternehmerin, danach gefragt, was für sie eine Wiese ist und sie hat nach einer Beschreibung gesucht. Natürlich ist für sie eine Wiese, was diese auch für uns Sehende ist: ein angenehmer Geruch von Düften und ein ebenso angenehmes Gefühl von Weichem, Teppichartigem. Aber welche zusätzlichen Assoziationen hat sie, die Blinde, von einer Wiese, jetzt da sie nicht auf einer steht sondern sich im Wartezimmer ihrer medizinischen Massagepraxis mit dem Thema auseinandersetzt? Vielleicht ist die Frage einfach dumm gestellt, in der arroganten Annahme, wenn Blindgeborene schon nicht sehen könnten, müßten sie wenigstens ein Bild, ein konkretes, umfassendes Bild vor dem inneren Auge haben. Die Augsburgerin sagt - redlich bemüht, Unbeantwortbares zu beantworten -, eine Wiese, das sei Gras, seien Grashalme. Sie hat sie ertastet. Dann sagt sie, eine Wiese, das seien Blumen. Auch sie sind von ihr ertastet worden, und mit den Namen für die einzelnen Gewächse kennt sie sich vermutlich besser aus als viele Sehende. Aber ansonsten? Die Wiese als Landschaftsbild? Was ist ein Landschaftsbild?

Augsburg, die Stadt in der die Unternehmerin seit vielen Jahrzehnten lebt Sie kennt die Gebäude und Straßen, in denen sie sich sicher und ohne Hilfe von Sehenden bewegt Sie vermag den komplizierten Weg von ihrer Praxis zum Bahnhof einem Sehenden verblüffend präzise mit all den kleinen und großen Parks, den Torbögen und markanten Häusern und verwinkelten Straßenzügen zu beschreiben. Sie kennt den Baustil einzelner Gebäude, kann genau deren Form angeben. Aber welche Vorstellung hat sie von dem, was sie da so genau beschreibt, daß es für einen Sehenden keinerlei Mühe macht, sich zurechtzufinden? Vielleicht

ergeht es ihr, wie es mir erginge, wenn ich, informiert ausschließlich aus Beschreibungen, als Fremder einem Fremden den Weg in einer fremden Stadt weisen müßte. Nein, das stimmt nicht, ich könnte meine Phantasie einschalten, mir vorstellen, wie die fremde Stadt aussieht und selbst wenn das Bild, das ich entwerfen würde, falsch wäre, so wäre es doch immerhin ein Bild. Aber Phantasie braucht etwas, woran sie sich festhalten kann, fußt auf Vergleichen, ist Ausschmückung konkreter Erfahrung. Blindgeborene aber haben keine visuelle Erfahrung. Jetzt, da ich in Augsburg einer Blinden und deren Geschäftspartner gegenüber sitze, kommt es mir plötzlich als ganz unwahrscheinlich vor, daß die Vorstellungen, die sich bei diesen beiden Menschen von der Stadt gebildet haben, auch nur das Geringste zu tun haben mit den Bildern, die in meinem Kopf entstanden sind.

Ein schrecklicher Gedanke für uns Sehende, nicht sehen zu können. Muß es nicht entsetzlich sein, zum Beispiel, das eigene Kind nicht anschauen zu können? Aber möglicherweise, sehr wahrscheinlich sogar, bedrückt uns, die wir mit den Organen zum Empfinden optischer Eindrücke ausgestattet sind, ein solcher Gedanke mehr als die Blindgeborenen selbst. Nein, sagt bei anderer Gelegenheit einer meiner Gesprächspartner, nein, traurig sei er darüber nicht, daß er nicht sehen könne, aber neugierig sei er, zu wissen, was das ist, das Sehen.

Es ist etwas ganz anderes, was bei Blinden Schmerz oder Bedrückung auslöst - das Bewußtsein, in eine menschliche Gesellschaft hineingeboren worden zu sein, die diesen einen Sinn mehr hat und ihre ganze Existenz darauf gründet. Wenn für Blindgeborene etwas erschreckend sein muß, dann vor allem der Gedanke, in dieser Welt der Sehenden nicht mithalten zu können, sowenig wie wir Sehende mit unseren fünf Sinnen konkurrenzfähig wären in einer Welt, in der alle anderen, fast alle anderen, mit dem sechsten Sinn, dem zweiten Gesicht, versehen sind. Wir kämen uns hoffnungslos benachteiligt vor in unseren Wahrnehmungsmöglichkeiten, in unseren Aktionen und Reaktionen, in unserer ganzen Lebensgestaltung. Und unsere Unterlegenheit würde uns immer von neuem grausam vor Augen geführt.

„Ein Gefühl der Leere“

In einer aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Expertise über die „Vorstellungs- und Genußfähigkeit der Blinden“ sind die Kindheitserfahrungen einer blinden Frau besonders bewegend. Die Frau erinnert sich daran, wie sie zusammen mit ihren sehenden Geschwistern am Weihnachtsabend immer das Zimmer mit der geschmückten und im Kerzenschein strahlenden Tanne betrat. Nicht, daß sie unfähig dazu gewesen wäre, die Feierlichkeit und Besinnlichkeit des Augenblicks zu spüren und zu genießen. Was ihr das Betreten des Zimmers zu einem peinlichen, sie peinigenden Vorgang gemacht habe, schreibt sie, das sei das dunkle Gefühl gewesen: daß ihr etwas, was die anderen bewunderten, entgehen müsse. „Um jedoch Mißverständnisse zu vermeiden“, schreibt die Frau weiter, „möchte ich noch bemerken, daß dieses Gefühl der Öde und Leere ihren Grund nicht in dem Bedauern darüber haben, daß mir die betreffenden Freuden und Genüsse unzugänglich sind, sondern in dem Bewußtsein, daß ich in diesem Moment und an diesem Ort überflüssig bin, nicht dazugehöre.“

Nicht dazugehören, in ein Getto gesperrt sein. Früher ist das so gewesen, und so lange liegen die Zeiten gar nicht zurück, daß Blinde dazu erzogen wurden, in ihrem Leben vor allem dreierlei zu sein: fleißig, gehorsam und geschlechtslos. Und natürlich dazu, Außenseiter zu bleiben, in Heimen mehr unter Verschuß gehalten als betreut zu werden. Wir reden darüber im Haus des Bayerischen Blindenhundes in München und auch darüber, wie sehr dieser Bund als Selbsthilfeorganisation dazu beigetragen hat, daß Blinde heute längst aus ihrem Getto herausgetreten sind, Selbstbewußtsein entwickeln konnten. Wir haben uns in dem verzweigten

Gebäude in ein etwas abgelegenes Zimmer begeben, und es war für mich ein seltsames Gefühl, mich auf dem nachtdunklen Flur wie selbstverständlich von zwei Blinden führen zu lassen. Sie haben sich ihren Weg in die Gesellschaft der Sehenden freigemacht. Die moderne Technik hat sich da als sehr nützlich erwiesen, bietet immer mehr Hilfsmittel an, die es Blinden ermöglichen, auch Arbeitsplätze einzunehmen, die vorher Sehenden vorbehalten waren. Phontheken gestatten es Blinden, umfassender, bequemer am Geistesleben teilzunehmen. Und die Gesellschaft selbst hat sich auch geändert, ist sensibler geworden.

Wenngleich noch lange nicht sensibel genug. Nach wie vor sind Blinde täglich kleinen Nadelstichen ausgesetzt, die ihnen bewußt werden lassen, daß es Sehenden noch immer nicht leichtfällt, in ihnen, den Blinden, erwachsene, lebenswürdige Menschen zu sehen. Meine Gesprächspartner erzählen mir, wie demütigend es für sie ist, wenn sie etwa zusammen mit einem sehenden Angehörigen einen Arzt aufsuchen und der dann seine Anweisungen für den Gebrauch von Arzneien, die für den Blinden bestimmt sind, an den sehenden Begleiter gibt - mit einer Selbstverständlichkeit, als habe er ein für seine Handlungen nicht verantwortlich zu machendes Kind als Patienten vor sich. Oder wenn andere, in anderen Situationen, aber in der gleichen Grundhaltung, nicht anders können, als Blinde wie Kinder zu duzen oder wie ein merkwürdiges, nicht recht einzuordnendes Wesen in der dritten Person anzureden. Oder wenn wieder andere betont langsam oder betont laut mit Blinden sprechen, als habe einer, der nicht sehen kann, auch mit dem Hören, Verstehen seine Schwierigkeiten.

Freude auf Westminster

Das Ehepaar, das gerade aus Mexiko zurückgekommen ist, hat die gleichen Erfahrungen gemacht. Und noch eine zusätzliche. Warum bloß haben sich Sehende so verwundert über diese große Reise gezeigt? Der Reiz von Fremdem, Exotischem, trifft er nur den Sehnerv? Das Ehepaar erzählt so lebendig, daß sich die Frage von selbst beantwortet. Wie immer die inneren Bilder aussehen mögen, die sich von diesem Urlaub eingepägt haben: das Erlebnis von Strand, Meer, Palmen und der Stadt Mexico City ist bestimmt nicht geringer gewesen als bei Sehenden.

Auch im Haus des Blindenbundes reden wir über Reisen. Ein Gesprächsteilnehmer ist in London gewesen. Er berichtet, wie sehr er sich auf Westminster gefreut habe und wie schade es gewesen sei, daß er Big Ben versäumt habe. Er kenne doch davon so viele Aufnahmen. Für einen Augenblick stutze ich, glaube, mich verhöhrt zu haben. Und dann bin ich ein bißchen beschämt, weil auch ich mich nicht von visuellen Kategorien lösen konnte. Natürlich hat der London-Besucher Tonaufnahmen gemeint. Westminster ist ja nicht nur ein eindrucksvolles Bauwerk. Es ist auch ein eindrucksvoller Klang.